


## Das Glück der Welt.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Mehr wie Baron Wilberg trug der Herr, welcher ihm gegenüber saß, das Gepräge des Großkaufmannes an sich. Die hagere, streng nach englischem Schnitt gekleidete Gestalt harmonirte völlig mit dem scharfen, etwas kühlen Gesicht, zu dem wieder sowohl die langen, schlohweißen Bartkoteletten, wie die klugen, kleinen Augen vorzüglich paßten. Obwohl der alte Herr fast wie absichtlich Alles vermieden zu haben schien, was an Reichthum erinnern konnte — er trug nicht einmal eine goldene Uhrkette, sondern statt ihrer nur ein breites Seidenband — verrieth doch Alles an ihm den soliden, fest begründeten Wohlstand. Der einzige Ring, den er zeigte, war gewiß viele Tausende werth, keine Krone hätte sich des köstlichen Brillanten zu schämen brauchen, der in ihm aus einfacher Fassung herausleuchtete.

„Sie glauben gar nicht, welche Freude mir gerade diesmal Ihr Besuch macht, mein alter Freund," sagte der Baron. „Ich konnte Ihnen nie vorher Wertzfeld in so günstigem Lichte zeigen, als jetzt, wo ich endlich meine vieljährige Arbeit mit Erfolg gekrönt sehe. Als Sie zuletzt hier waren, mein lieber Barsdorf, führte Sie eine traurige Freundespflicht her, wir betteten meine gute Frau zur ewigen Ruhe — heute haben Sie sich mit mir meiner beiden Kinder gefreut. Welch' ein Unterschied zwischen damals und heute!"

Der alte Herr nickte leise. „Sie haben Recht, Wilberg, die Zeiten haben sich geändert, wir können Beide zufrieden sein. Auch in meinem Hause sind die schweren Krisen hoffentlich für immer überstanden, und auch mein Töchterchen macht mir viel Freude. Ich kann mir vielleicht besser als die Mehrzahl Ihrer Nachbarn und Freunde denken, welches Glück in Ihnen auflebt, wenn Sie über Ihre wohlbestellten Felder gehen oder sich der Fortschritte freuen, welche Ihre Gruben machen — es ist schließlich dasselbe, als wenn ich in meinem Hauptbuche blättere und die Konten meiner Geschäftsfreunde überfliege. Was die Leute auch sagen mögen, im Erwerb, im ehrlichen Streben liegt doch der mächtigste Reiz des Lebens."

„Unzweifelhaft, wenn ich auch gewiß dem Gelde an sich nicht den höchsten Reiz unter des Lebens Gütern einräumen möchte. Aber in dieser Welt ist das Gold ein allgewaltiger Hebel, und der ein Narr, welcher seiner entbehren zu können meint. Und darum ist es unsere Pflicht, auch in materieller Weise für unsere Kinder zu sorgen — sie gut versorgt zu sehen, wird mir die größte Beruhigung sein, wenn meine Stunde kommt. Wir sind nicht jünger geworden, Barsdorf."

Der Schaukelstuhl setzte sich in behaglich wippende Bewegung, und der Bremer Kaufmann sog mit sichtlichem Wohlgefallen den Duft seiner Havanna ein, während der Hausherr etwas nervös mit den Fingern auf den Tisch trommelte.

„Je nun, je nun, Baron, ein Weilchen halten wir's schon noch aus. Es sind freilich über dreißig Jahre her, seit wir unser erstes Geschäft miteinander machten; ich erinnere mich wie heute, Sie waren einer der Wenigen, die zu unserem damals neu eingeführten Peru-Guano Zutrauen hatten; aber ich denke, es werden noch weitere zwei Jahrzehnte in's Land gehen, ehe wir gegenseitig unseren letzten Saldo ausgleichen. Uebrigens darf uns diese Hoffnung nicht hindern, uns mit der Zukunft unserer Kinder zu beschäftigen, und ich will Ihnen offen gestehen, es ist die letztere Rücksicht mit gewesen, welche mich hierher führte."

Die Zeitungen, in denen der Baron oberflächlich geblättert hatte, sanken herab, ein kurzer Blick der Ueberraschung schoß auf den Kaufmann hinüber, der sich gleichmüthig in eine neue Rauchwolke hüllte.

„Das wäre —?" sagte Herr v. Wilberg dann lächelnd. „Ich meine, Gustav Richard Barsdorf wird die Zukunft seines einzigen Töchterleins wohl so gut fundirt haben, daß sich seine guten Freunde keine Sorge um Ellen zu machen brauchen."

Der Kaufherr richtete sich energisch auf.

„Ich will ganz offen gegen

Der Gran Sasso d'Italia. (S. 123)

Sie sein, Wilberg. Leute, wie wir, kommen mit Offenheit stets am weitesten. Ellen ist ein seltsames Mädchen, ganz und gar kein Kaufmannskind. Sie hat wenig von mir und Alles von meiner guten verstorbenen Frau. Wenn ich ihr einen Gatten wählte aus meinen Kreisen, einen jungen Mann, dem ich dereinst vertrauensvoll mein Geschäft übergeben könnte: sie würde nicht glücklich werden. Ich kenne das zu genau. Der Mann sitzt von früh bis spät im Komptoir, und wenn er dann müde und abgespannt nach Hause kommt, dann arbeiten die geschäftlichen Sorgen und Aufregungen in ihm noch so lebhaft nach, daß er auch daheim für seine Familie nicht viel übrig hat. Dabei würde Ellen sich vorkommen wie ein Vögelchen im goldenen Bauer, und ich, der ich mein Lebtag nur für sie gearbeitet habe, würde mich noch im Grabe über meinen dummen Streich ärgern."

„Das ist verständig gesprochen, alter Freund, ich stimme Ihrer Ansicht vollkommen bei." Wilberg hatte sich zurückgelehnt und betrachtete mit Sorgsamkeit die Stuckarabesken der Zimmerdecke, er liebte das, wenn er seine Gedanken scharf auf einen Punkt sammeln wollte. „Uebrigens Offenheit gegen Offenheit: mir sind ähnliche Gedanken gekommen, als ich Sie vor einem Jahr in Bremen besuchte. Ellen war ja damals noch ein Backfisch, aber es trat doch schon klar hervor, daß ihre Neigungen sich herzlich wenig nach der materiellen Seite richteten. Ich möchte eher sagen, es liegt ein Hang zur Romantik in ihrem Wesen."

„Sie waren stets ein feiner Menschenkenner, Baron, besonders den Frauen gegenüber," lächelte der Alte. „Aber hören Sie weiter: irgend einem Junker Habenichts mit schöner Uniform gönne ich meine Kleine ebenso wenig, wie etwa einem phantastischen Künstler oder einem grüblerischen Gelehrten, und da habe ich denn an Ihren Herbert gedacht. — Lassen Sie mich erst ausreden, Verehrtester!" fuhr er lebhafter fort, als der Baron in gut gespielter Ueberraschung aufsprang. „Ich weiß, Sie sind vorurtheilsloser als die Mehrzahl Ihrer Standesgenossen, Sie wissen ferner, daß unsere Familie zu den ältesten Patriziergeschlechtern der freien Stadt zählt, und schließlich wiegt wohl der Ruf meiner Firma auch das kleine Wörtchen ‚von' auf. Ellen verspricht sehr hübsch zu werden, das kann ich ohne Vatereitelkeit sagen, ich denke, sie wird, sie muß dem Jungen gefallen. Und auf der anderen Seite habe ich Herbert immer herzlich gern gehabt. Mag er sich ruhig noch ein oder zwei Jahre in der Residenz etwas austoben, er wird dann ein desto besserer Ehemann. Wenn ich richtig rechne, ist er Mitte der Zwanzig, meine Einzige ist siebzehn Jahre; ich denke, es paßt Alles so vortrefflich zu einander, wie nur irgend möglich."

Der Baron hatte sich wieder gesetzt und machte sich zwischen seinen Papieren zu schaffen. Er ließ wie absichtslos eine kleine Pause entstehen, ehe er antwortete.

„Ich danke Ihnen aufrichtig, herzlich für Ihre Worte, mein alter, lieber Freund," sagte er dann mit einer gewissen Feierlichkeit. „Es ist, als ob Sie mir meine eigenen Gedanken, meine stillen Hoffnungen vorweg genommen hätten, und ich denke, wir Beide werden uns dieser Stunde noch oft und gern erinnern. Nur Eines möchte ich gleich erwähnen: Sie haben doch nicht etwa die Idee, daß Herbert seiner Karrière Valet sagen und in Ihr Geschäft eintreten soll?"

„Um Gottes willen!" entgegnete Barsdorf rasch. „Das fehlte noch. Nein, ich will Ihnen auch nach dieser Richtung hin reinen Wein einschenken; ich habe die Absicht, später das Geschäft meinem Prokuristen Kramer ganz zu übergeben."

Es pochte leise an der Zimmerthür, gleich darauf trat ein Diener ein und überreichte dem Hausherrn auf einer silbernen Platte eine Karte.

Der Baron hatte zuerst unwillig aufgeblickt, die Störung kam ihm höchst ungelegen. Als er mit schnellem Blick den Inhalt der Karte überflog, zuckte er die Achseln.

„Don Eugenio Sestri, Callao," las er, sich wie entschuldigend an Barsdorf wendend. „Mir gänzlich unbekannt. Hat der Herr nicht gesagt, was er wünscht?"

Der Diener verneinte.

„Lassen Sie sich durch mich nicht abhalten." Der Kaufherr hatte sich bereits erhoben. „Wahrscheinlich irgend ein Bergwerksinteressent, der von Ihren neuen Grubeneinrichtungen gehört hat. Ich bitte Sie dringend, lassen Sie sich nicht stören; wir sind ja im wesentlichsten Punkte einig, alles Uebrige können wir ebenso gut nach Tisch, wie jetzt besprechen. Mit Ihrer Erlaubniß werde ich zu den Damen gehen und mir von Fräulein Tosca ein Liedchen vorsingen lassen." —

Zwei Minuten später trat der Fremde ein. Es war ein stattlicher Mann, vielleicht anfangs der vierziger Jahre, breitschulterig, gut gewachsen, mit fast gesuchter Eleganz gekleidet. Auch das gebräunte, von einem vollen Bart umrahmte Gesicht von ausgesprochen südlichem Typus hatte auf den ersten Blick etwas Sympathisches, der kräftig geschnittene Mund verrieth Willenskraft und aus den Augen leuchtete ein scharf wägender Geist. Nur Eines störte: der Mann schielte in höchst unangenehmer Weise, es schien zudem, als ob er keinen Punkt fest und dauernd betrachten könne, seine Pupillen glitten fortwährend unruhig umher.

Baron Wilberg schob höflich einen Stuhl heran. „Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen. Womit kann ich Ihnen dienen, Herr — Herr Sestri?" ergänzte er nach einem nochmaligen schnellen Blick auf die Visitenkarte.

„Ich muß wegen der Störung vielmals um Vergebung bitten und noch mehr, daß ich mich einer fremden Sprache bediene," begann der Fremde mit einer verbindlichen Verbeugung auf Französisch. Er hatte ein eigenthümliches Organ, das ganz und gar nicht zu seiner stattlichen Erscheinung paßte. Seine Stimme erinnerte an die eines Kindes, da er sie aber augenscheinlich forcirte, so klang sie krähend und blechern und wirkte fast komisch.

Viel zu sehr Weltmann, um dies irgendwie zu beachten, entgegnete der Baron sofort: „Ich bitte recht sehr, es macht mir Vergnügen, französisch zu plaudern. Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, mein Herr."

„Ich bin über den Ocean gekommen, Herr Baron," fuhr der Fremde zu Wilberg fort, „um eine junge Dame aufzusuchen, welche, ohne es zu ahnen, zu einer der reichsten Erbinnen meines Vaterlandes geworden ist, oder wenigstens Aussicht hat, es zu werden. Daß diese Aussicht eine ziemlich sichere sein muß, werden Sie wohl am besten daraus ersehen, daß ich die weite, kostspielige Reise um ihretwillen nicht scheute. Nachdem ich, auf wenigen ungewissen Spuren fußend, Wien und Berlin vergeblich durchforscht hatte, erfuhr ich endlich, daß jene Dame sich seit fast zwei Jahren auf Ihrem Gute, Herr Baron, aufhält, und zwar als Gesellschafterin Ihrer Fräulein Tochter, wenn ich mich nicht irre."

„Fräulein Carion — ah!" machte Wilberg auf's Höchste erstaunt.

„Ganz recht, Fräulein Dolores Carion," wiederholte Sestri gelassen. „Fräulein Dolores Carion und ihr Bruder Pedro sind die einzigen Erben eines von ihrem Oheim mütterlicherseits in durchaus sicherer Weise hinterlegten Vermögens, das ich heute auf mindestens 950,000 Mark berechne."

Baron Wilberg war aufgesprungen und schritt lebhaft im Zimmer auf und ab.

„Sie belieben nicht zu scherzen, mein Herr?" fragte er erregt. „Was Sie mir da erzählen, klingt fast unglaublich. Ich erinnere mich allerdings dunkel, daß Fräulein Carion mir einmal gesprächsweise mittheilte, ihre früheste Kindheit habe sie in Peru oder Ecuador verlebt; daß sie aber von dorther noch irgend eine Erbschaft, noch dazu ein solches Vermögen zu erwarten habe, davon sprach sie niemals."

„Was sehr erklärlich ist, da sie durchaus keine Ahnung von diesen Aussichten hatte," ergänzte der Peruaner. „Ich komme später darauf zurück und möchte mir zunächst nur erlauben, Ihnen zu erklären, weshalb ich mich nicht gleich an die junge Dame selbst, sondern an Sie wende. Es handelt sich nur um eine Aussicht, allerdings eine meiner Ueberzeugung nach gesicherte Aussicht, ich fürchte jedoch, Fräulein Carion wird vielleicht nicht den Muth haben, mir auf diese Aussicht hin über das Weltmeer zu folgen, was unbedingt nothwendig ist. Ich sagte mir daher, daß es besser sein würde, der Dame in Ihrer Gegenwart die ganze Angelegenheit zu unterbreiten, und ich rechne gerade auf Ihre gütige Unterstützung, um die Señorita zu einem positiven Entschluß zu bewegen."

„Ich sehe keinen Grund ein, Ihren Wünschen entgegen zu sein, im Gegentheil, es wäre mir eine große Freude, wenn Fräulein Carion wirklich in den Besitz eines so bedeutenden Vermögens gelangte, obwohl ich mir, offen gestanden, von der ganzen Sache noch keine rechte Vorstellung zu machen vermag." Der Baron schellte. „Ich lasse Fräulein Carion bitten, auf einen Augenblick herabzukommen," befahl er dem eintretenden Diener. „Sagen Sie zugleich der Haushälterin, sie soll ein Couvert mehr auflegen lassen. — Ich hoffe, Sie machen mir das Vergnügen, bei uns zu speisen," wandte er sich an Sestri zurück.

„Es wird mir eine Ehre sein, Herr Baron, obwohl meine Zeit gemessen ist, denn der Dampfer, den ich zur Rückfahrt benutzen will, geht übermorgen bereits von Bremerhaven ab. Gestatten Sie mir bei dieser Gelegenheit zugleich die Frage, ob die Lösung des abhängigen Verhältnisses, in welchem Fräulein Carion zu Ihnen steht, irgend welche Schwierigkeiten haben würde."

„Durchaus nicht, wenn uns Allen die Trennung von der liebenswürdigen Dame auch nicht leicht werden wird. Wo indessen so bedeutende Interessen auf dem Spiel stehen, müssen wir zurücktreten. Ich erachte dies als durchaus selbstverständlich. — Ah, da ist ja Fräulein Carion schon."

Der Peruaner blickte überrascht auf das junge Mädchen. Er hatte augenscheinlich nicht erwartet, daß sie so auffallend schön sein würde. Er mochte sich im Voraus ein Bild von ihr gestaltet haben, das etwa ihrer Stellung als Erzieherin oder Gesellschafterin entsprach, und als er jetzt ihre hoheitsvolle Gestalt, ihr feines, durchgeistigtes Gesicht und die dunklen, feurigen Augen sah, stutzte er unwillkürlich. Aber die Ueberraschung dauerte nur einen Moment, als der Graf gesagt hatte: „Fräulein Carion, Herr Eugenio Sestri aus Peru hat Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen!" war er bereits wieder völlig gefaßt. Mit etwas gesuchter Galanterie ergriff er die Hand der jungen Dame und zog sie, ehe sie es hindern konnte, an seine Lippen.

„Ich bin erstaunt, Señorita, wie sehr Sie Ihrem Bruder, meinem lieben jungen Freunde, ähneln," begann er.

Alle Farbe wich aus dem Gesichte des Mäd-

chens, sie schrak heftig zusammen, und ihre Hand suchte die Lehne des Stuhles, neben dem sie stand. „Mein Bruder!" stammelte sie. „Pedro —! O mein Gott, bringen Sie mir Nachricht von meinem Bruder?"

„Die beste, mein Fräulein," beeilte Sestri sich zu antworten. „Nicht nur, daß ich Pedro vor kaum drei Monaten gesund, munter und das Herz voll froher Lebenszuversicht verließ — hier habe ich auch ein Schreiben von ihm für Sie, das gewiß Alles bestätigt, was ich sagte und was ich Ihnen weiter mitzutheilen habe." Er zog eine Brieftasche hervor und entnahm dieser einen Brief, den er Dolores reichte. Mit bebender Hand nahm sie ihn in Empfang; nachdem sie dann aber hastig den Umschlag gelöst und die ersten Zeilen durchflogen hatte, färbten sich ihre blassen Wangen, und ihre Augen füllten Freudenthränen.

Allmälig erst gewann sie ihre Fassung wieder. Der Inhalt des Briefes erregte augenscheinlich ihr höchstes Interesse. Wiederholt schüttelte sie den Kopf; dann und wann blickte sie zagend und zweifelnd auf den Amerikaner. Als sie endlich geendet hatte, wandte sie sich zunächst an den Hausherrn.

„Verzeihen Sie, Herr Baron, daß ich, ohne Ihre Erlaubniß zu erbitten, den Brief hier las. Aber ich habe meinen Bruder seit fast fünfzehn Jahren nicht gesehen, seit zwei Jahren keine Nachricht von ihm erhalten, da ist es wohl natürlich, daß ich in meiner Freude Alles um mich her vergaß."

Wilberg lächelte. „Glauben Sie denn, liebes Kind, ich freue mich nicht in Ihrer Seele über die gute Kunde, welche Ihnen Herr Sestri bringt?" meinte er. „Aber wir wollen uns setzen, die Unterredung dürfte doch nicht in wenigen Minuten abzumachen sein."

„Ich gestehe offen, von Allem, was der Brief Pedro's enthält, habe ich bisher eigentlich nur die frohen Nachrichten über ihn selbst verstanden. Was er mir sonst schreibt, ist mir gänzlich unklar, indessen theilt er mir mit, daß ich von Ihnen, Herr Sestri, weitere Aufklärungen erhalten soll."

„Daran soll es nicht fehlen," entgegnete Jener und langte auf's Neue seine mit allerlei Schriftstücken und Papieren gefüllte Brieftasche hervor, um sie vorsichtig vor sich auf den Tisch zu legen. „Sie, Señorita, und vor Allem Sie, Herr Baron, müssen nur entschuldigen, wenn ich etwas weit aushole und zunächst von mir selbst spreche. Ich muß mich Ihnen als den Besitzer eines nicht ganz unbedeutenden Kommissions- und Speditionsgeschäftes in Callao vorstellen: Sestri & Lartega ist unsere Firma, die schon vor über fünfzig Jahren von meinem verstorbenen Vater gegründet wurde. Vor etwa einem Jahre verlegte ich mein Bureau in ein anderes Haus und räumte dabei unter den großen Stößen von verjährten Papieren, Gerichtsakten und was sich sonst im Laufe von Jahrzehnten wohl in jedem größeren Geschäft ansammelt, einmal gründlich auf. Dabei fiel mir ein altes Notizbuch meines Vaters in die Hände, und als ich mit dem Gefühl einer gewissen Pietät in demselben blätterte, überlas ich auch einen lose darin liegenden Zeitungsausschnitt, der eine sonderbare Annonce enthielt, welche roth angestrichen war und an deren Rand von meines Vaters Hand eine kleine, kaum leserliche Notiz stand. Ich möchte mir zunächst erlauben, Ihnen das Original vorzulegen."

Sestri entfaltete ein kleines Stück vergilbten Druckpapiers und fuhr dann, die einzelnen Zeilen aus dem Spanischen in's Französische übersetzend fort:

„‚Die Endesunterzeichneten fordern hierdurch zum letzten Male alle Diejenigen, welche sich als Erben des am 14. Juli 1824 zu Lima ermordeten Don Carlos Ceriso legitimiren können, auf, sich bei ihnen zu melden. Eintausend Soles*) Belohnung sichern wir Demjenigen zu, welcher uns gedachte Erben so nachweist, daß wir uns mit ihnen in Verbindung setzen können. Es handelt sich um eine Angelegenheit von hervorragender Wichtigkeit.'

Hierunter, meine Herrschaften, stand der Name einer in der ganzen kaufmännischen Welt hochangesehenen Firma. Ich habe den betreffenden Streifen abgeschnitten, denn er ist für mich von dem höchsten Interesse — er ist mein Geheimniß. Dagegen mache ich Sie auf die von mir mit Tinte nachgezogene Bleistiftnotiz meines Vaters aufmerksam. Dieselbe lautet: ‚Das müßte Benito wissen'."

Der kleine Zettel hatte auf Wilberg einen eigenthümlichen Eindruck gemacht. Als Sestri den Namen Carlo Ceriso vorlas, war er aufgefahren und hatte sich über das Stück Papier gebeugt, als könne er es nicht genau genug betrachten. Dann wieder lehnte er sich zurück und drückte die Hand fest auf das Herz, es schien fast, als sei irgend eine alte, häßliche, längst vergessene Erinnerung in ihm wieder wach geworden. Er überwand die Erschütterung indessen schnell, ja bald lächelte er wieder wie über sich selbst und lauschte gespannt den weiteren Auseinandersetzungen des Peruaners.

„Ob mein Vater die Sache nicht weiter verfolgt hat, ob seine Nachforschungen damals vergeblich waren, weiß ich nicht. Mich interessirte die Annonce jedenfalls in hohem Grade sowohl wegen der Bedeutung der unterzeichneten Firma, wie wegen der ausgesetzten hohen Belohnung. Der Name Ceriso war mir gänzlich unbekannt. Dagegen kannte ich allerdings einen Mann Namens Benito, und ich konnte kaum zweifeln, daß mein Vater gerade diesen mit seiner Notiz gemeint hatte. Benito war ein uralter Mulatte, der in seiner Jugend als Sklave durch die Hände vieler Besitzer gegangen, nach seiner Befreiung aber Lastträger im Speicher meines Vaters geworden war und sich dort zu einer Art Aufseher emporgeschwungen hatte. Jetzt lebte er in seiner eigenen Hütte in der Nähe der Stadt und kam nur zuweilen zu uns auf's Komptoir gehumpelt, um sich ein Geldgeschenk zu holen, dessen Gewährung er als etwas ganz Selbstverständliches betrachtete. Der Alte galt schon seit Jahren für gänzlich kindisch, ich lächelte daher über mich selbst, als ich mir vornahm, wenigstens den Versuch zu machen, irgend etwas durch ihn zu erfahren.

Und doch sollte mir gerade durch ihn der merkwürdigste Aufschluß werden. Als er sich wieder einmal seine paar Centavos holen wollte, nahm ich ihn mir vor, ließ ihm einige Glas Genever bringen, brachte ihn auf Don Ceriso zu sprechen, und der Name verfing seltsamer Weise sofort. Ueber die Familie des ‚Ermordeten', wie jene Annonce sagt, konnte ich freilich nichts aus dem Alten herausbringen, nach dieser Richtung hin schien sein Gedächtniß gänzlich ausgelöscht, wohl aber plapperte er mir in greisenhaftem Geschwätz alles Mögliche von dem großen Reichthum des Don Ceriso, in dessen Diensten er jahrelang gewesen sei, vor. Benito sprach auch ganz detaillirt von der Ermordung seines Herrn, der demnach in irgend einer unserer zahlreichen Revolutionen umgekommen zu sein scheint, und schwatzte schließlich sogar von einigen Andenken, die ihm Jener geschenkt, das heißt, die er ihm wahrscheinlich gestohlen hatte. Es war, Alles in Allem genommen, nicht viel, aber immerhin etwas, und ich beschloß, gelegentlich mit dem Weißkopf weiter über die Sache zu plaudern. Darüber vergingen indessen Wochen, bis mich der Zufall eines Tages an seiner Hütte vorbeiführte, vor deren Thür der Alte saß und sich Bataten in heißer Asche röstete. Ein kleines Geldgeschenk machte ihn gesprächig, nicht lange dauerte es, und er humpelte in die Hütte, um mir jene stolzen ‚Andenken' zu zeigen. Ich mußte zuerst lachen — es waren einige Livreeknöpfe mit einem Adelswappen darauf, ein Stück Porzellan, dessen bunte Bemalung Benito wahrscheinlich gereizt hatte, ein blind gewordener Toilettenspiegel und eine alte Brieftasche. Mechanisch nahm ich das letztgenannte, höchst schmutzige und vom Zahn der Zeit arg zernagte Ding in die Hand. Die Blätter waren herausgerissen, das gelbseidene Futter ganz zerschlissen, aber malen Sie sich mein Erstaunen, meinen Schreck, kann ich wohl sagen, aus: unter dem Futter, wohl durch einen Riß schon vor Jahrzehnten hineingerathen, fand ich dies Stück Papier."

Es war ein gelb gewordenes Blättchen, hier und dort am Rande leicht eingerissen, aber im Ganzen doch noch leidlich erhalten. Sestri hatte es auf einen stärkeren Kartonbogen sorgsam befestigt und geglättet, die Schriftzüge waren deutlich erkennbar, obwohl ein wenig verblaßt. Mit dem Zeigefinger jede Zeile einzeln verfolgend, erklärte der Peruaner das kleine seltsame Schriftstück.

„Sie haben zweifellos bereits erkannt, Herr Baron, es handelt sich um das Formular eines Depotscheines, das hier rechts durch einen scharfen, dreieckigen Schnitt getheilt ist, so daß ich also nur die eine, die linke Hälfte besitze. Betrachten Sie nun den Inhalt der einzelnen Zeilen:

*Lima, 13. Juli 1824.*

Es ist dies, was ich zu beachten bitte, der Tag vor der Ermordung des Don Ceriso.

*Sechs Monate nach Kündig*
*an die Ordre von genannt*
*85,000 Sols (Fünf und acht*
*Werth erhalten und in*
*Gust*

Bei der Unterschrift bemerke ich, daß die Anfangsbuchstaben mit denen jener Firma, welche die in meinen Händen befindliche öffentliche Aufforderung erließ, genau übereinstimmen." (Fortsetzung folgt.)

*) 1 Sol etwa gleich 4 Mark.

## Der Gran Sasso d'Italia.

(Mit Bild auf Seite 121.)

Aus dem östlichen Hauptgrat des römischen Apennin erhebt sich wie eine Pyramide der prächtige Gran Sasso d'Italia, von dem unser Bild auf S. 121 eine Ansicht gibt. Er hat eine Meereshöhe von 2919 Meter und ist somit die höchste Erhebung der ganzen Halbinsel Italien, nach Nord und Süd umgeben von einigen anderen Hochgipfeln. Der Gran Sasso liegt nicht auf dem eigentlichen Kamme, sondern zweigt sich ostwärts davon ab. Er hat die Gestalt einer ziemlich regelmäßigen dreiseitigen Pyramide; der südliche Grat vereinigt sich unmittelbar mit der Hauptkette des östlichen Zuges der Abruzzen, welche die eigentliche südliche Fortsetzung der Apenninen bilden. Zwischen dem östlichen und dem nordwestlichen Grate des Berges liegt ein kleiner Gletscher und über diesem ein Firnfeld, und die Wände fallen hier beinahe senkrecht zur Gletschermulde ab.

## Die Ankunft der Seemöven in Genf.

(Mit Bild auf Seite 124.)

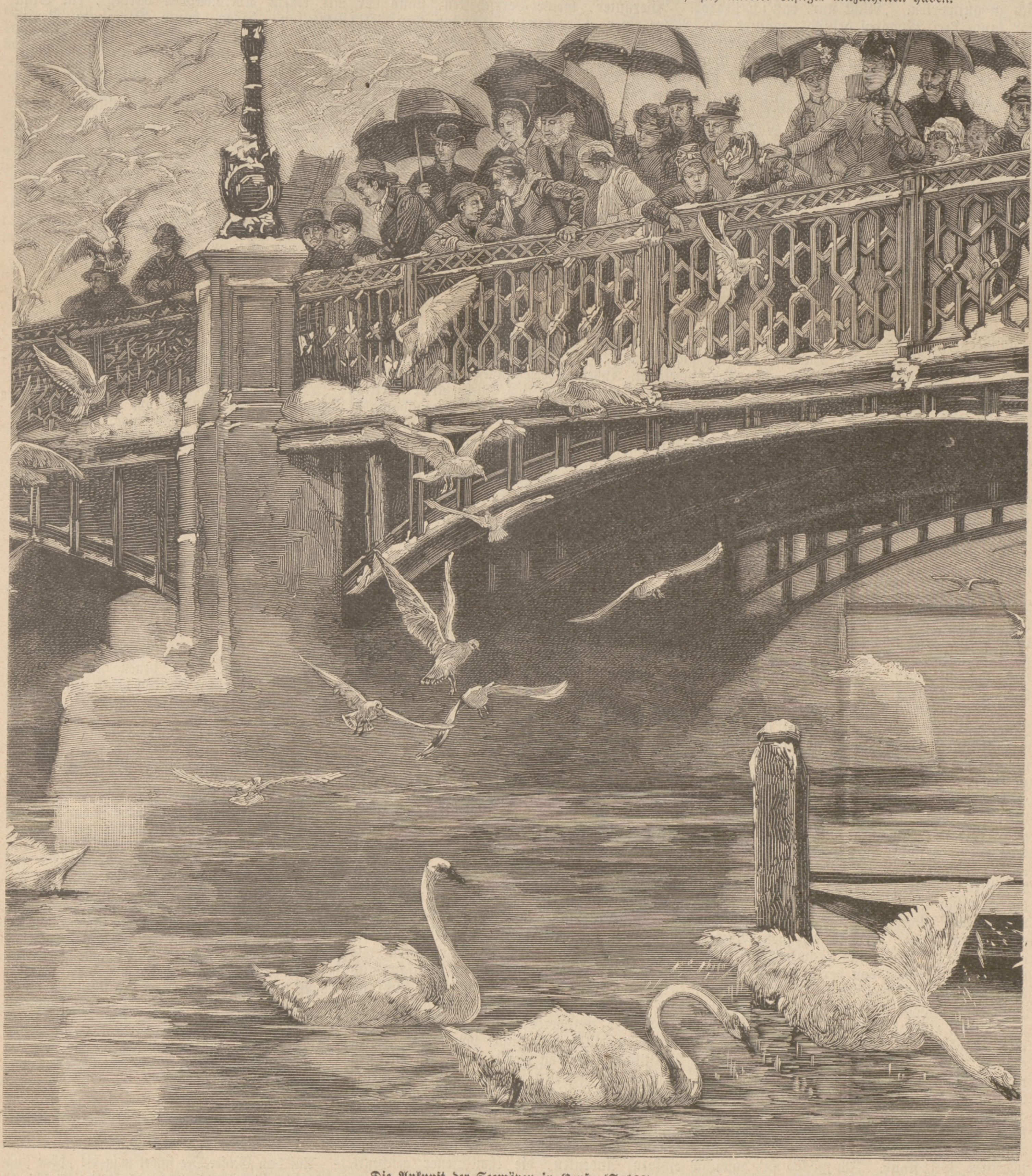
Auf dem Genfer See findet man die schöne fluggewandte Bachmöve häufig, da seine Ufer ihr geeignete Brutplätze bieten. Diese Vögel ziehen auch im Winter nicht fort, sondern flüchten sich vielmehr in die Stadt, wo sie in der Umgebung der bekannten Rousseau-Insel überwintern. Die Ankunft dieser Möven (siehe unser Bild auf S. 124) bietet den stets zahlreich in Genf anwesenden Fremden, vor Allem aber deren Kindern, ein besonderes Vergnügen, zahlreichen Armen dagegen einen Erwerbszweig, der ihnen den Winter über einen Nebenverdienst abwirft.

Sie halten nämlich auf dem prächtigen Pont du Montblanc, der am Anfang des See's die beiden Rhoneufer verbindet, Brod für die Fremden feil, die damit die schaarenweise die Brücke umschwärmenden Möven füttern, welche blitzschnell hinter jedem geworfenen Brodstückchen herschießen.

## Frühlings-Idylle.

(Mit Bild auf Seite 125.)

Poetisch gedacht und künstlerisch ausgeführt ist Paul Wagner's „Frühlings-Idylle", die unser Holzschnitt auf S. 125 wiedergibt. Die Landschaft, ein lauschiger Waldwinkel mit einer plätschernden Quelle, zeigt uns Baum und Strauch im Festgeschmeide des Frühlings. Und gleichsam als Verkörperung der neuerwachten linden Lüfte, die da „säuseln und weben Tag und Nacht", sehen wir auf dem Waldesrain neben der Quelle, im Grünen versteckt, zwei allerliebste Genien mit Schmetterlingsflügeln sitzen, die sich allerlei Lustiges mitzutheilen haben.



Die Ankunft der Seemöven in Genf. (S. 123)

## Der Doppelgänger.

Novellette von **Karl Martellus.**

1. (Nachdruck verboten.)

Auf einem der „Squares" von Bukarest wandelte an einem trüben Märzmorgen ein eleganter, noch junger Mann, den Blick zu Boden gerichtet. Es war ein Nachtschwärmer, den ein fürchterlicher moralischer Katzenjammer bedrückte.

Alexander Mirsescu stand zur Stunde am Ende einer Laufbahn, die für ihn sehr vielversprechend begonnen hatte. Von Hause aus mittellos, ohne verwandtschaftliche Förderung, hatte er sich mit so auffallenden Talenten durch das Studium geschlagen, daß es ihm nicht schwer wurde, in den offiziellen Kreisen Boden zu gewinnen. Aber die anfängliche Beamtenstellung genügte ihm bald nicht mehr: er war nicht nur ehrgeizig, sondern auch genußsüchtig und verschwenderisch. Er benützte seine gesellschaftlichen Vorzüge, Verbindungen mit der Elite der Kaufmannswelt anzuknüpfen, und betheiligte sich an Spekulationen, die ihm für



**Frühlings-Idylle.** Nach einem Gemälde von Paul Wagner. (S. 124)

einige Zeit auch wirklich die Mittel zu jener ausschweifenden Lebensweise boten, die in seinem Vaterlande leider fast ausnahmslos unter seinen Standesgenossen herrscht. Seine Ausgaben überstiegen indeß immer die Einnahmen. Schon zwei Jahre nach seinem Eintreten in die glanzvolle, tonangebende Sphäre drohte die finanzielle Bedrängniß seine Laufbahn zu vernichten.

Da war es ihm geglückt, eine wohlhabende Frau zu heirathen, Febronia Napolin, eine junge Russin, die von ihrem Vater ein beträchtliches Vermögen geerbt hatte, und nebenbei sogar über Geist und Schönheit verfügte. Sie liebten sich wirklich, aber ihre Naturen zeigten leider auch darin eine verhängnißvolle Sympathie, daß Eins ebenso wenig wie das Andere sich auf Maßhalten verstand. Wieder waren zwei Jährchen um, und Mirsescu stand jetzt sammt seiner Frau vor dem Bankerott. Er hatte sich in waghalsige, nicht immer ganz lautere Geschäfte eingelassen und war zugleich eifrig bestrebt gewesen, sich eine politische Stellung zu schaffen. Er hatte das Mandat eines Abgeordneten schon so gut wie in der Tasche, und berechnete schon die geheimen Einnahmen, die er sich, gleich so manchen seiner gewissenlosen Kollegen, aus seiner einflußreichen Stellung zu verschaffen gedachte, da sollte er, schon beinahe im Hafen, Schiffbruch erleiden. Das schwindelhafte Aktienunternehmen, bei welchem er betheiligt gewesen, war vor der Zeit zusammengekracht, und er selbst so arg bloßgestellt, daß sich seine Förderer schon aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung gezwungen sahen, ihn fallen zu lassen. In der vergangenen Nacht — im Klubhause seiner Partei — hatte man seine Kandidatur begraben.

Nach den ersten Anfällen von Wuth und Verzweiflung fühlte Mirsescu das Bedürfniß nach Ruhe. Es bangte ihm davor, in seiner nervösen Gereiztheit der Gattin gegenüberzutreten; er lechzte nach körperlicher Abspannung. Er ging an seinem Hause vorbei, dem Ende der Stadt zu. Die kalte Morgenluft that ihm wohl. Am Ufer der Dimbowitza entlang streifend, gerieth er endlich in die ärmlichen Dörfer, welche die Stadt umsäumen.

Auf der Dorfstraße begegnete ihm ein Mann, der gleich ihm das Haupt auf die Brust gesenkt hielt. Er stützte sich auf einen Stock und blieb von Zeit zu Zeit stehen, von einem furchtbaren Husten erschüttert. Mirsescu faßte den Näherkommenden schärfer in's Auge und erstaunte. Er glaubte, seinem eigenen Gespenst zu begegnen. Er hätte solche Aehnlichkeit nicht für möglich gehalten. Der arme Teufel, offenbar ein schwer Lungenkranker, zog vor dem noblen Herrn die schmutzige Lammfellmütze. Mirsescu blieb zögernd stehen, dann entschloß er sich, den Mann anzureden.

Zehn Minuten später war er über die Verhältnisse des Armen vollkommen unterrichtet. Der Mann hieß Nikiphor Bjelowatz und war seines Zeichens Schneider. Sein Lungenleiden hatte ihn nahezu arbeitsunfähig gemacht und er lebte von den armseligen Brocken der Dorfinsassen, denen er aus Erkenntlichkeit die Kleider flickte, so gut er eben konnte.

Mirsescu gewann an dem Menschen ein besonderes Interesse, das sich noch steigerte, als er erfuhr, daß Bjelowatz auch fast im gleichen Alter mit ihm stand. Er begleitete ihn in die elende Hütte, in welcher der Dorfschneider, der ein Findelkind und aus der Walachei eingewandert war, ganz allein hauste. Dort beschenkte er ihn mit einem Dukaten und versprach ihm, sich bei Gelegenheit wieder einmal nach ihm umzusehen.

Auf dem Heimweg war Mirsescu noch gedankenvoller als zuvor. Sein brütender Blick hatte etwas Unheimliches.

Febronia hatte mittlerweile schon erfahren, daß die Hoffnungen ihres Gatten zerschmettert waren. Sie empfing ihn mit theilnahmsvoller Miene und suchte ihn zu trösten, aber er hörte nur halb auf sie. Als sie davon sprach, mit ihm ein neues, arbeitsvolles Leben beginnen zu wollen, lachte er verächtlich auf.

„Meinst Du wirklich, ich könnte um's liebe Brod im Taglohn arbeiten? Dazu sind wir Beide nicht geschaffen, und eher thun wir besser, aus der Welt zu gehen. Aber laß uns in Ruhe erwägen, ob uns nicht ein anderer Ausweg bleibt."

Er zog sie neben sich auf's Sopha, und nun beleuchteten sie ihre Lage von allen Seiten. Sie hatten höchstens noch so viel, um ihr luxuriöses Leben noch ein Jahr fortzusetzen. Febronia rieth, Alles zu verkaufen und Bukarest zu verlassen, um mit dem letzten Gelde im Ausland vielleicht ein Geschäft zu gründen. Mirsescu lächelte und schwieg eine Weile, dann erzählte er plötzlich von seiner Begegnung mit dem ihm so ähnlichen Schneider Bjelowatz, als erinnere er sich ganz zufällig daran.

„Der Mann ist wie mein zweites Ich," schloß er seinen Bericht. „Trüge er meinen Vollbart — man müßte uns für Zwillingsbrüder halten."

Er sah scheu um sich, dann legte er mit einem Male seinen Arm um den Nacken der Frau und flüsterte ihr sehr eindringlich in's Ohr. Sie hörte ihm ruhig zu. Seine Worte schienen ihren Beifall zu gewinnen.

— — — — — — — —

Am andern Tage wußte man schon in der ganzen Stadt, daß Mirsescu seine Habe verkaufen und nach Frankreich übersiedeln wolle, um da ein neues Leben zu beginnen, und man fand das sehr vernünftig. Sechsunddreißig Stunden später verließ er auch wirklich die rumänische Hauptstadt; seine Frau blieb zurück, um, wie es hieß, den Verkauf des Hausrathes zu besorgen.

Frau Febronia fuhr noch am selben Nachmittag in einer Miethkutsche nach dem Dorf hinaus, in welchem der arme schwindsüchtige Flickschneider lebte. Sie hatte sehr elegante Toilette gemacht und sah höchst vornehm aus. Nikiphor Bjelowatz konnte sich vor Staunen und Verlegenheit nicht fassen, als die feine Dame in seine Hütte trat. Sie erklärte, von ihm gehört zu haben und menschenfreundlichen Antheil an ihm zu nehmen. Dem armen Kerl liefen die Thränen über die hohlen Backen, als Madame Febronia ihm Hoffnung auf Wiedererlangung seiner Gesundheit einflößte, ja ihm versprach, ihn sorgsamer ärztlicher Pflege zu übergeben. Sie sei überzeugt, daß er geheilt werden könne, und schließlich glaubte er es auch selbst; Kranke seiner Art sind ja überhaupt den trügerischesten Hoffnungen zugänglich. — — —

Eine Woche später befand sich Alexander Mirsescu in London. Sein Auftreten war so weltmännisch elegant, wie nur je zuvor, sein Aeußeres hatte nur eine kleine Veränderung erlitten: er trug jetzt nicht mehr den Vollbart, auf dessen Pflege er einst so sorgsam bedacht gewesen war.

Der Mann schien jetzt außerordentlich darum besorgt zu sein, daß seine Frau nicht mittellos dastände, wenn ihm etwas Menschliches zustoßen sollte, denn mehrere Tage hindurch berieth er in seinem Gasthofe mit den Vertretern der angesehensten englischen Lebensversicherungsgesellschaften, um sein Leben zu Gunsten Febronia's versichern zu lassen. Erst nachdem er mit nicht weniger als acht derartigen Instituten Verträge abgeschlossen hatte, fühlte er sich soweit beruhigt, um sich in der Weltstadt ein wenig umzusehen.

Wenige Tage darnach tauchte er in Paris auf. Hier bestanden seine Tagesgeschäfte lediglich darin, sehr eifrig die Zeitungen zu lesen. Endlich empfing Febronia einen Brief von ihrem Gatten, den ersten seit seiner Abreise, und der war sehr kurz:

„Meine Theure! In London bereits Alles in Ordnung. Hier habe ich gestern ein Inserat gelesen, in welchem ein junger Arzt eine Hypothek auf eine ihm gehörige Heilanstalt aufzunehmen sucht. Habe Erkundigungen eingezogen, es ist ein Doktor Ribaut; seine genaue Adresse findet Du anbei auf besonderem Zettel, da Du diesen Brief natürlich verbrennst. Dieser Doktor in Geldverlegenheit ist unser Mann. — Lebe wohl! Ich mache mich heute noch reisefertig nach Britisch-Nordamerika.
A. M."

Einige Stunden nach Empfang dieses Schreibens fuhr Frau Febronia wieder zu Bjelowatz hinaus. Mit der Engelsstimme der zarten Wohlthäterin kündigte sie ihm an, daß es ihr endlich gelungen sei, eine Anstalt ausfindig zu machen, in welcher er auf seine Heilung rechnen könne. Sie nahm ihn sogar gleich mit in ihren Wagen und nach Hause — es war ja bereits dunkel, so daß sie nicht zu befürchten brauchte, in dieser unangenehmen Gesellschaft gesehen zu werden. Unterwegs verabredete sie mit ihm, daß sie ihn besser kleiden lassen wolle, daß er überhaupt auf schwesterliche Pflege ihrerseits rechnen dürfe, und daß sie mit ihm in der nächsten Nacht abreisen werde, um ihn an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Auf seine Frage gab sie ihm Auskunft, daß Frankreich dieses Ziel sei.

Dann fiel Febronia ein, daß sein Name dem französischen Arzte schwer auszusprechen sein werde, und sie machte ihm den Vorschlag, ihn zu diesem Zweck umzutaufen. Der Kranke war zu Allem bereit, was „Schwesterchen" wollte, und nickte ganz zufrieden, als sie ihm beiläufig den Antrag stellte, ihn von nun ab — Mirsescu zu nennen.

## 2.

Vor der Heilanstalt des Doktors Emile Ribaut in Neuilly bei Paris fuhr ein Fiaker vor, dem eine sehr elegante Dame und ein gebrechlicher Herr entstiegen. Der Arzt erkannte schon vom Fenster aus, daß ihm hier ein Lungenkranker im letzten Stadium zugeführt werden sollte. Er eilte den Beiden entgegen und geleitete sie mit der angeborenen Höflichkeit des Franzosen und dem Eifer des geldbedürftigen Menschen, der eine fette Kundschaft wittert, in sein Sprechzimmer.

Die Dame, die dem Arzt sofort durch ihre pikante Schönheit auf's Angenehmste auffiel und die Manieren einer Aristokratin zeigte, stellte ihren Begleiter als ihren Gatten, Herrn Alexander Spiridion Mirsescu vor, dessen Pflege sie den bewährten Händen des jungen Arztes anvertrauen wolle. Leider erwies es sich, daß der Rumäne kein Wort Französisch konnte, daß es also schwer werden würde, sich mit ihm zu verständigen. Aber seine hochgebildete Gemahlin erklärte, er werde sich allen ärztlichen Anordnungen auf's Willigste fügen, und überdies würde sie ja selbst nicht ermangeln, jeden Tag vorzusprechen, um nach seinem Befinden zu sehen und eine etwa durchaus nothwendige Besprechung zwischen ihm und Doktor Ribaut zu vermitteln. Der Letztere war ungemein entzückt über die gewinnende Art der Dame, um so mehr, als sie die Kosten für Verpflegung erster Klasse sofort auf einen Monat im Voraus entrichtete. Außerdem erfüllte das zärtliche, ungemein fürsorgliche Benehmen, das die reizende Rumänin ihrem Gatten gegenüber an den Tag legte, den empfindsamen Ribaut mit der höchsten Ehrerbietung vor ihren Gemüthseigenschaften. Er

konnte von ihrem Zwiegespräch freilich keine Silbe verstehen, aber Madame Mirsescu's Ton war so weich und zart, daß es wahrlich nicht erst einer Uebersetzung bedurfte. Ihr Mann war auch überaus erkenntlich für die engelsgleiche Güte, die sich in ihrer sanften, melodischen Stimme offenbarte; ihm standen die Augen voll Thränen, und er wurde nicht müde, ihr schmales, schneeweißes Händchen inbrünstig an die Lippen zu drücken.

Doktor Ribaut hätte diesen Gatten beneidenswerth gefunden, wenn derselbe nicht schon mit einem Fuß im Grabe gestanden hätte. Er gab sich keiner Täuschung darüber hin, daß das Leben seines Patienten besten Falls nur noch nach Monaten zählte. Aber er war entschlossen, Alles aufzubieten, um den unvermeidlichen Ausgang wenigstens so lange als möglich hinauszuschieben. In erster Linie war es das ärztliche Gewissen, das ihn bei diesem Vorhaben leitete, und andererseits fand er es sehr angenehm, die schöne Frau täglich bei sich zu empfangen und ihren Dank für seine Bemühungen entgegenzunehmen.

Ribaut ehrte die Scheu Frau Mirsescu's, die sie bisher noch keine direkte Frage nach den Aussichten bezüglich einer Heilung ihres Mannes hatte thun lassen. Das momentane Befinden seines Patienten hatte er in der diplomatischen Ausdrucksweise der Aerzte bisher immer als ein verhältnißmäßig befriedigendes bezeichnen können.

Eines Tages aber bat sie ihn doch in das Nebenzimmer und wagte nach sichtlich schmerzhaftem Kampfe die Frage, bis wann der Herr Doktor denn glaube, ihren theuren Alexander herstellen zu können. Ribaut räusperte sich, seufzte, blickte zu Boden, dann zur Decke und ergriff endlich beschwichtigend das wie zur Beschwörung ausgestreckte Händchen Febronia's.

„Madame," seufzte er, „Uebermenschliches vermag kein Arzt ... und es ist meine Pflicht, Ihnen die grausame Wahrheit zu sagen. Sie ahnen nicht, wie weh es mir thut, Ihnen diesen Schmerz nicht ersparen zu können ..."

Sie sank stöhnend in einen Stuhl und drückte das Taschentuch vor die Augen. Endlich ermannte sie sich und lispelte etwas von Ergebung in die Wege der Vorsehung, um schließlich zu fragen, wie lange der schwere Schicksalsschlag noch abzuwenden sei. Ribaut wollte ihr doch etwas halbwegs Tröstliches sagen und sprach von „vielleicht noch einem Jahre." Da zuckte sie zusammen, ein funkelnder Blick traf den Arzt, der überrascht zurückwich. Was war das gewesen? ... Die Dame sprach dann ihre schmerzliche Bewegung aus, aber Doktor Ribaut ließ sich jetzt nicht mehr täuschen. Als er sie zum Wagen geleitete, gestand er ihr ohne Umschweife, daß es mit ihrem Gatten noch viel, viel schlimmer stünde, als er anfangs zu bekennen gewagt. Jetzt war er ja überzeugt, ihr damit keineswegs etwas so Unerwünschtes zu sagen.

Freilich reflektirte er dann, als er allein war, was sollte dieses herrliche Weib an dem Menschen auch lieben? Er stand doch so tief unter ihr; sie hatte ihn gewiß nur seines Geldes wegen geheirathet. Ribaut kam endlich zu dem Entschluß, diese reizende Komödiantin mit Aufgebot seiner ganzen Liebenswürdigkeit zu „trösten".

Was war dieser kleine Emile Ribaut aber auch für ein famoser Freund und Berather! Sie besprachen sich jetzt täglich miteinander. Stundenlang saß er oft der angehenden Wittwe gegenüber, ihre Hände in den seinen haltend, den milden, sanften Blick in ihre berückenden Augen versenkt, während ihm die süßesten Worte von den Lippen flossen. Ja, das waren angenehme Stunden, und nur ihnen war es zu danken, daß Frau Febronia aufrecht blieb, als dem armen Schwindsüchtigen endlich das Sterbestündlein schlug.

In einer rauhen Novembernacht, der ersten, mit welcher sich der Winter ankündigte, entschlief Alexander Mirsescu sanft in den Armen seines Arztes und seiner Gattin, die sich an dem Krankenbette zusammengefunden hatten, ihm gemeinsam die Augen zuzudrücken, und dann mit weihevoller Trauer — das Vermögen zu berechnen, das der Wittwe aus den auf sehr bedeutende Summen lautenden Policen der Lebensversicherungen zufallen mußte. — —

Ungefähr eine Woche nach dem Begräbniß empfing die trauernde Wittwe folgenden Brief:

„Theurer Schatz! Warum schreibst Du mir nicht mehr? Meine Mittel gehen bereits stark auf die Neige. Lebt B. denn noch immer? — Ich bin nun endlich naturalisirt und zwar als Staatsbürger von Kanada und führe als solcher den Namen James Hawly, Privatingenieur. Schreibe mir unter diesem Namen nach Montreal! Die acht Policen hast Du wohl empfangen? Du kannst Dir denken, mit welcher Sehnsucht ich dem Tage entgegensehe, an welchem es dem nunmehrigen Engländer Hawly vergönnt ist, die verwittwete Frau Febronia Mirsescu als ihr zweiter Gatte zum Altar zu führen. Sei inzwischen innigst umarmt von Deinem zärtlichen James Hawly."

Frau Mirsescu verbrannte dies Schreiben und dachte nicht daran, es zu beantworten. Genau so machte sie es mit einem zweiten, noch dringenderen Brief, der vierzehn Tage später einlief.

Vielleicht fand sie keine Zeit dazu, nach Kanada zu schreiben. Sie war jetzt allerdings nicht wenig in Anspruch genommen durch die schwierigen Verlassenschaftsverhandlungen nach dem Tode ihres Gatten. Die acht Lebensversicherungsgesellschaften in London waren nämlich nicht ohne Weiteres bereit, die Versicherungssummen, die in ihrer Gesammtheit ein Kapital von zwanzigtausend Pfund Sterling ausmachten, auszuzahlen. Der Hauptgrund ihres Zögerns bestand in der Behauptung, daß der in Doktor Ribaut's Heilanstalt an der Schwindsucht gestorbene Rumäne Alexander Spiridion Mirsescu noch vor acht Monaten von den Aerzten untersucht und vollkommen gesund befunden worden sei.

Die vorsichtigen englischen Gesellschaften gingen schließlich so weit, Agenten nach Paris abzuordnen, die sich die genaueste Untersuchung des Falles angelegen sein ließen. Aber es war Alles in Ordnung — Alexander Spiridion Mirsescu war wirklich an der Schwindsucht gestorben.

Doktor Ribaut stand der in ihren Rechten so arg angefochtenen Wittwe mit aufopfernder Hingebung zur Seite. Seiner Energie war es denn auch hauptsächlich zu verdanken, daß die hartnäckigen Agenten schließlich doch nicht umhin konnten, von ihrem Einspruch abzustehen, da sie es doch nicht auf einen unter den gegebenen Umständen durchaus aussichtslosen Prozeß ankommen lassen konnten, der möglicherweise den Ruf der durch sie vertretenen Versicherungsanstalten gefährdet hätte. So wurde denn von London aus ein Pariser Notar zum Generalbevollmächtigten ernannt, bei welchem Frau Febronia nach Ablauf einer letzten kurzen Frist die ihr nicht mehr vorzuenthaltenden Versicherungssummen beheben sollte.

Wenige Tage vor diesem Termin wurde Frau Mirsescu in ihrem Hotel der Besuch eines gewissen Herrn James Hawly aus Kanada gemeldet. Sie wollte denselben abweisen lassen, ließ sich aber am Ende doch herbei, ihn zu empfangen. Es war ein schlanker, eleganter Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, der unstreitig sehr hübsch hätte genannt werden können, hätten nicht Haare und Bart jenes grelle, unnatürliche Blond gezeigt, welches wir an manchen koketten Damen beobachten können, welche ihr dunkles Haar durch chemische Mittel hell zu machen lieben.

Der Mann wurde leichenblaß, als ihn die junge Wittwe mit kaltem, befremdetem Blicke maß, indem sie sagte: „Was führt Sie zu mir, mein Herr?"

„Ich bitte Dich, Febronia, kennst Du mich denn nicht mehr?" stieß er hervor.

„Sie irren sich wohl in der Person, mein Herr!" versetzte sie und machte eine Geberde, als zweifle sie an seinem Verstand. „Ich kenne Sie nicht."

Hawly stieß einen heiseren Schrei aus und stürzte auf sie zu. Da zog sie die Klingel. Ohne Hawly's Worten ein weiteres Gehör zu schenken, befahl sie dem eintretenden Zimmerkellner, diesen Mann, der entweder ein Narr oder ein frecher Schwindler sei, die Treppe hinabzugeleiten.

Der Engländer mußte weichen, aber er schüttelte die Faust gegen die Frau und murmelte einen abscheulichen Fluch. — —

Eine Stunde darauf stand er in Neuilly dem Doktor Ribaut gegenüber. Nach einigen einleitenden Worten erkundigte er sich eingehend nach dem Tode des Herrn Mirsescu, um schließlich zu der Frage zu kommen, ob der Arzt nicht im Laufe der Zeit zu der Wittwe in nähere Beziehung getreten sei.

„Nun, allerdings," entgegnete Ribaut mit selbstgefälligem Lächeln und zugleich ein wenig verdutzt über das verstörte Wesen des Fremden, „ich habe die Ehre, die verwittwete Frau Mirsescu meine Braut nennen zu dürfen."

Der Fremde knirschte mit den Zähnen. Dann sprudelte er eine Erklärung heraus, daß er Madame Febronia schon seit Jahren kenne und allein das Recht besitze, ihr — künftiger Gatte zu sein. Aber Doktor Ribaut erwiederte ihm mit vornehmer Ruhe, daß Frau Mirsescu wohl nach ihrem Belieben wählen könne. Ueberdies wolle er mit der Dame darüber sprechen.

Der Engländer, der sich mit diesem Bescheid vorläufig begnügen mußte, drang am selben Abend, trotz der Abwehr des Hotelpersonales, bis zum Zimmer Febronia's vor.

An der Schwelle trat ihm Doktor Ribaut entgegen mit den Worten: „Herr, packen Sie sich augenblicklich! Meine Braut kennt Sie ja gar nicht. Wenn Sie noch einmal den Versuch machen, uns zu belästigen, so rufen wir die Hilfe der Polizei an!"

Damit schlug er ihm die Thür vor der Nase zu, und drinnen hörte man das Lachen einer Frauenstimme. Da stieß der Fremde einen Wuthschrei aus, daß die Kellner scheu zurückwichen.

„Du meinst, ich müßte im Interesse meiner Selbsterhaltung weichen?" keuchte er. „Nun, wir werden sehen!"

Damit stürmte er die Treppe hinab, so daß das Personal völlig überzeugt war, man habe es hier mit einem Verrückten zu thun. —

Am nächsten Morgen empfing der Polizeipräfekt von Paris ein langes Schreiben, das mit „Alexander Spiridion Mirsescu, jetzt James Hawly," unterzeichnet war. Der Brief mußte ganz absonderliche Mittheilungen enthalten, denn der in Bezug auf seltsame Verbrechen wohl sehr abgehärtete Beamte zeigte die Miene vollkommener Verblüffung.

Zur selben Stunde, als ein Polizeikommissär bei Frau Febronia Mirsescu vorsprach, um die Verhaftung dieser Dame vorzunehmen, erschoß sich in einem anderen Gasthofe der Ingenieur James Hawly aus Kanada.

---

Es war an einem trüben Februarmorgen, da verließ Doktor Emile Ribaut ganz niedergeschmettert das Gerichtsgebäude. Die Schlußverhandlung in dem Prozeß Mirsescu war soeben zu Ende, der ganze fein eingeleitete

Schwindel, der darauf ausging, die Lebensversicherungen um die Summen zu prellen, mit denen das Leben des angeblichen Herrn Mirfescu versichert worden war, lag klar zu Tage. Der Arzt, der als Zeuge fungirt hatte, war begreiflicherweise in höchster Aufregung. Unablässig schwebte ihm das Gesicht seiner Braut, der schönen Febronia, vor, mit welchem sie das Urtheil auf vier Jahre Gefängniß vernommen hatte, das der Gerichtshof über sie fällte.

Er trat in ein Café, um seine Nerven mit einem Gläschen Liqueur zu beruhigen.

„Schade um das schöne Geld!" murmelte er. „Nun, vielleicht verhilft mir die Geschichte — zu einer wohlthätigen Reklame!"

Der kleine Ribaut war eben ein Mann von praktischen Anschauungen.

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Paganini's Rechnungen.** — Lepitzky erzählte in den dreißiger Jahren in einer Wiener Wochenschrift folgende Episode von dem berühmten, aber bekanntlich sehr habsüchtigen Geigenkönig. Herr Paganini gab der Tochter des englischen Advokaten Douglas Loveday in Paris Unterricht und schrieb ihm nach entsprechender Frist folgenden Brief: „Ich muß Ihnen meine Verwunderung darüber zu erkennen geben, daß Sie so wenig daran denken, Ihre Schuld gegen mich zu entrichten. Ich lege Ihnen also meine kleine Rechnung mit der Bitte vor, dieselbe so bald als möglich zu berichtigen:

Für 12 Lektionen, Ihrem Fräulein Tochter die Art, wie sie die Musik auszudrücken habe und den Sinn der Noten begreiflich zu machen, die sie in meiner Gegenwart spielte 2,000 Franken.

Für mein eigenes achtmaliges Spielen verschiedener Musikstücke zu verschiedenen Zeiten 24,000 „

Summa 26,000 Franken.

NB. Ich rechne dabei den Unterricht nicht, den ich Ihrer Tochter im Gespräch bei Tisch gegeben habe. Ich bitte Sie nochmals, diese kleine Rechnung bald zu bezahlen, indem ich sonst genöthigt sein würde, andere Maßregeln zu ergreifen.

Nikolo Paganini."

Loveday wurde über diese Mahnung höchst aufgebracht, denn Paganini hatte mit seinem Sohne länger als drei Monate bei ihm gewohnt und alle möglichen Annehmlichkeiten im Hause genossen. Loveday hatte zugleich als sein Anwalt viele Arbeit und Mühe seinetwegen gehabt; ja Loveday's Tochter hatte sogar dem jungen Paganini Unterricht in Sprachen, Geschichte 2c. gegeben. Dies Alles rechnete der geizige Italiener für nichts, und Loveday schickte ihm nun als Antwort auf den Mahnbrief eine Gegenrechnung:

„Honorar für meine Arbeiten als Advokat 18,000 Franken.

Für 69 Lektionen, die Miß Clara Loveday Herrn Achilles Paganini gegeben 19,000 „

Summa 37,000 Franken.

Ich ersuche Sie, diese kleine Rechnung bald zu bezahlen, indem ich sonst genötigt wäre, andere Maßregeln zu ergreifen.

Dr. Douglas Loveday."

Paganini hielt es für gerathen, diesen Brief überhaupt nicht zu beantworten und ist dem Anwalt wahrscheinlich die überschießenden 11,000 Franken schuldig geblieben. [Kl.]

**Merkwürdige Kapelle.** — Die sächsische Hofkapelle zu Dresden bestand im Jahre 1627 aus folgenden Musikkräften: Hackebrettirern, Leiermantisten, Sack-, Bock-, Dragoner- und Schalmeipfeifern, Rohrbläsern, Pantalonisten und — Schmiedeberger Baßsängern. — Was mögen wohl die Letzteren für Käuze gewesen sein? [G. W—r.]

## Humoristisches.



Weß das Herz voll ist.

Herr: Dort kommt uns Ihre Frau Mama entgegen, Fräulein Alma, da werde ich anhalten.

Fräulein Alma (verschämt): O bitte, lieber doch noch nicht, ich bin ja noch nicht einmal sechzehn Jahre alt.



Beruhigendes Leiden.

Herr: Sagen Sie, Herr Doktor, ist das Leiden meiner Frau stark ausgebildet?

Doktor: Nein, Gott sei Dank, nur stark eingebildet.

### Bilder-Räthsel.




Auflösung folgt in Nr. 17.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 15:

Schönheit ohne Anmuth blendet nur, aber Anmuth ohne Schönheit bindet.

### Homonym.

Gar Mancher, der mit vielem Fleiß
Mich Andern anzugeben
Und auch mich selbst zu halten weiß,
Hat doch mich nicht im Leben.
Dem, der mich hat, gebühret Preis,
Ausströmt von ihm Behagen
Und wenn er auch auf Dein Geheiß
Nicht wüßte, mich zu schlagen. [Adolf Nagel.]

Auflösung folgt in Nr. 17.

Auflösungen von Nr. 15:

des Schieb-Räthsels: Franz Liszt — Rubinstein;

FRANKREICH
MARIENBURG
ORANIENBURG
INTELLIGENZ
MEZZOFANTI
KOLUMBUS
SCHILDPATT
OSTROLENKA
LAZZARONI
KATHARINA

des Logogriphs: Bange — Range — Wange — Zange.



**Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.**
**Kommandit-Gesellschaft auf Actien.**
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.